

Südafrika 2006

Nelson Mandela und Tambukis

Reisen erweitert den Horizont – eine Binsenwahrheit. Aber kaum sonstwo wird das so deutlich wie im Falle Südafrikas. Nur wer dieses einmalige Gebilde aus traumhafter Landschaft, eindrucklicher Tierwelt und höchst komplizierter Politik hautnah erlebt, bekommt einen Eindruck von der Komplexität dieses Landes. Und stellt sich dann unwillkürlich die Frage: Kann das gut gehen?

Die Broschüre unseres Reisebüros begrüßte uns – bezeichnenderweise unter dem Titel «Wissenswertes über Südafrika» – mit einer langen und eindrucklichen Warnung bezüglich Sicherheit: «Tragen Sie keine Wertsachen und keinen Schmuck auf sich, legen Sie alles in den Hotelsafe, verlassen Sie das Hotel nur im Taxi...» und so weiter. Und schon vor der Abreise waren wir ständig gewarnt worden, von Freunden, Bekannten, durch die Medien: Der eine berichtete, dass jährlich Dutzende von Touristen am Tafelberg überfallen werden, die andere, eine in Johannesburg lebende Südafrikanerin, war intensiv auf der Suche nach einem europäischen Land, in das sie auswandern wollte, weil sie die ständige Unsicherheit nicht mehr aushielt. Kein Wunder, dass unsere ersten Tage nach der Ankunft in Kapstadt von Vorsicht geprägt waren.

Inzwischen haben wir unsere eigenen Erfahrungen gemacht. Das Fazit: Für Touristen besteht absolut kein hohes Risiko, sofern man sich im Touristentrayon bewegt. Für die Einheimischen hingegen sieht die Situation etwas anders aus. In Gesprächen mit den Leuten wird schnell klar, warum sie alle ihre Häuser mit hohen Mauern, Stacheldraht und mit elektrischen Zäunen umgeben: Bei jedem wurde schon mal



eingebrochen, oder dann mindestens beim Nachbarn. Und seit dem schottet man sich ab, droht den potenziellen Einbrechern mit Schusswaffen («armed response» steht an fast jedem Haus), hält sich Wachhunde und hofft, dass es einen nicht mehr trifft. In den Aussenquartieren mit den schönen Häusern sieht man kaum je einen Weissen zu Fuss unterwegs: entweder ist man im Haus verbarrikadiert oder dann im Auto unterwegs. Trottoirs gibt es schon gar keine mehr. Als wir nach der

Ankunft in unserem Guesthouse in einem Aussenbezirk Kapstadts (am Bloubergstrand) so kurz mal um den Block ziehen wollten – wie wir das für normal halten – da merkten wir schnell, dass wir die weit und breit einzigen waren, die auf der Strasse zu Fuss unterwegs waren. Kein gutes Gefühl. Wir brachen unseren Spaziergang dann ziemlich rasch wieder ab und fuhren nur noch in unserem Mietauto spazieren.

Woher kommt diese unbefriedigende Sicherheitslage? Gewiss zu einem grossen Teil davon, dass die

Auswirkungen der Apartheid noch längst nicht überwunden

sind. Die Trennung zwischen Weissen und Schwarzen ist noch immer überdeutlich, auch wenn die Apartheidsgesetze schon seit 15 Jahren abgeschafft sind (1991). Und obwohl Südafrika eine der modernsten Verfassungen der Welt hat – Theorie und Praxis klaffen weit auseinander, wie man das auch von den USA kennt. Das Gefälle von Reich (=Weiss) und Arm (=Schwarz) ist nach wie vor enorm. Klar dürfen jetzt auch die Schwarzen die Strände betreten, die früher den Weissen vorbehalten waren. Und im gleichen Bus fahren. Nur: Heute fährt gar kein Weisser mehr im Bus, sondern im eigenen Auto. So was wie ein öffentlicher Verkehr ist praktisch nicht mehr vorhanden. In den Villenvierteln um Kapstadt und Johannesburg ist die Bevölkerung zu nahezu 100% weiss, während die grosse Mehrheit der Schwarzen in Städten lebt, wo so gut wie keine Weissen wohnen. Zum Beispiel in Soveto mit seinen 3.5 Millionen Einwohnern. Auf dem Land, z.B. in den reichen (weissen) Weingebieten rund um Stellenbosch, entstehen ständig wachsende Wellblechhütten-Dörfer, in denen die Schwarzen leben müssen, die auf den Weingütern der Weissen arbeiten. Zwar gibt es inzwischen auch einige schwarze Besitzer von Weingütern, aber für die arbeitende schwarze Bevölkerung hat das keine positive Auswirkung, denn bei den schwarzen Arbeitgebern sind die miesen Löhne auch nicht besser geworden – und so bleiben den Armen dann wie früher die slum-ähnlichen «Bidonvilles» zum Wohnen und zum Überleben.

Nun ist es aber auch nicht so, dass die 3.5-Millionen-Stadt **Soveto** bei Johannesburg ausschliesslich aus Wellblechhüt-



Wellblechhütten...

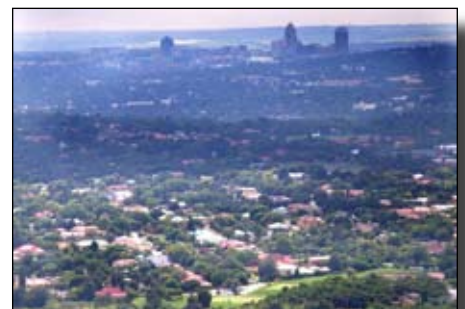


...Backsteinhäuser...



...und schöne Villen

ten bestehen würde, wie mancher sich das so vorstellen mag. Nein, Soveto bekommt nach und nach eine Struktur wie jede andere Stadt auch, mit armen, mittelständischen und reichen Vierteln. Die südafrikanische Regierung, die seit 1991 eine schwarze Mehrheit hat, hat sich damals ein hohes Ziel gesetzt: Der Bau von einer Million Backsteinhäuser innerhalb von zehn Jahren. Dieses Ziel hat sie zwar nicht ganz erreicht, aber es entstanden immerhin rund 700'000 solcher Häuser (mit Wasseranschluss und Elektrizität), und für die kommenden Jahre sind weitere 300'000 geplant, und die ehemaligen Dreckstrassen sind grösstenteils asphaltiert – Soveto ist heute alles andere als ein Slum. Nur: Es bleibt eine Stadt für die Schwarzen, und es gibt kaum Anreize für die Weissen, dort hin zu ziehen – wozu sollten sie auch, sie haben sich schon längst aus dem inzwischen den Schwarzen überlassenen Kern von **Johannesburg** zurückgezogen und sich



in den grünen Oasen rund um die Stadt niedergelassen, dort, wo es sich – fast wie in den Parks von Florida – sehr gut leben lässt. Das Ergebnis erstaunt nicht: Weiss und Schwarz sind so getrennt wie eh und je, und das Gefälle

von Reich und Arm ist nicht kleiner geworden. Auch sonst scheinen sich die Rassen seit der Aufhebung der Apartheidsgesetze nicht näher gekommen zu sein. Jedenfalls sieht man kaum gemischte Pärchen, und die zwei, die uns tatsächlich begegnet sind, hätten auch amerikanische Touristen sein können...

Nelson Mandela: 26 Jahre lang eingekerkert für die Demokratie



Als Mandela 1990 – nach 26 Jahren politischer Gefangenschaft – endlich aus dem Gefängnis entlassen wurde, sagte er am Schluss seiner Rede: *«Ich habe gegen weisse Vorherrschaft gekämpft, und ich habe gegen schwarze Vorherrschaft gekämpft. Ich bin stets dem Ideal einer demokratischen und freien Gesellschaft gefolgt, in der alle Menschen friedlich und mit gleichen Möglichkeiten zusammen leben. Für dieses Ideal lebe und kämpfe ich. Aber wenn es sein muss, bin ich bereit, dafür zu sterben.»*

War das nur eine Illusion, diese «gleichen Möglichkeiten» für alle Menschen? Wahrscheinlich – und das ist nicht südafrikatypisch – denn für gleiche Möglichkeiten müssten auch die gleichen Grundvoraussetzungen vorhanden sein, und das sind sie nicht, nirgendwo auf der Welt.

Umso beachtlicher ist die Haltung, die Nelson Mandela zeitlebens einnahm, um gegen die weisse Vorherrschaft zu kämpfen. Was dieser Mann alles auf sich genommen hat, ist unfassbar. Ausgerechnet er, der als erster Schwarzer in Johannesburg eine eigene Anwaltskanzlei besass (während der Zeit der Apartheid!), der also ein gutes, bequemes Leben hätte führen können. Aber er ertrug die Ungerechtigkeit einfach nicht und setzte im Kampf dagegen alles aufs Spiel, sogar sein Leben, und nahm es schliesslich in Kauf, ein Vierteljahrhundert lang eingekerkert zu leben, um das System der Apartheid zu sprengen.

Mandelas Gefängnis auf Robben Island als Tourist erleben

In der Bucht von Kapstadt liegt sie, die berühmt-berüchtigte Gefangeneninsel. In der Zeit der Apartheid diente sie der weissen Regierung als Abstellplatz für politisch Gefangene. Bekanntester Insasse war natürlich Nelson Mandela, der dort von 1964-1982 eingekerkert war. Als Tourist erlebt man dieses Gefängnis hautnah, weil heute ehemalige Insassen als Touristenführer

er dort arbeiten. Für unsere Gruppe war das ein gewisser **Tulani Mabaso**, der volle 18 Jahre lang dort «diente», unter katastrophalen Bedingungen wie alle andern. Wenn man hier einem «echten» Gefangenen begegnet – und nicht nur darüber liest oder hört – geht das ganz schön unter die Haut!



Schwarze wurde besonders geplatzt, noch mehr als die farbigen Mischlinge und Inder. Fünfzehn Jahre lang mussten sie auf einer hauchdünnen Sisalmatte auf dem Boden schlafen und erfroren dabei fast. Bis endlich 1979 Vertreter der Genfer Konvention erreichten, dass man den Gefangenen warme Kleidung und ein Bett zugestand. Unvorstellbar, was die «Politischen», die ja keine Kriminellen waren, für Strapazen auf sich nahmen, um ihre Ziele zu erreichen. Mandela erhielt von der weissen Regierung dreimal eine «Offerte», aus der Haft entlassen zu werden, jedesmal lehnte er die Bedingungen ab. Dabei hätte er beim ersten Mal «nur» zustimmen müssen, in eines der Homelands (die die Weissen den Schwarzen zugewiesen hatten) zu ziehen. Er verneinte. Er sei ein Gegner der Regierung, die diese Homelands wolle. Beim nächsten Mal hätte er «nur» der Gewalt abschwören müssen. «Das kann ich nicht, denn wir haben es lange genug ohne Gewalt

gefängnis in Kapstadt – kam er 1990 frei, und mit seiner Freilassung war das Ende der Apartheid besiegelt. Die entsprechenden Gesetze wurden ein Jahr später ausser Kraft gesetzt, und Mandela wurde 1994 zum ersten schwarzen Präsidenten Südafrikas gewählt – in den ersten Wahlen, bei denen das angestrebte «one man, one vote» für alle galt, auch für die Schwarzen. 1999 übernahm Thabo Mbeki die Präsidentschaft, sie dauert noch heute an.

Mandelas Hauptziel, die Errichtung einer Demokratie für alle Südafrikaner, wurde also erreicht, sie wird jetzt seit 15 Jahren gelebt. Noch ist aber unklar, ob Südafrika damit über dem Berg ist, oder ob es den Weg der übrigen afrikanischen Staaten gehen wird, die in die «Unabhängigkeit entlassen» wurden (wie Kenia, Zimbabwe, Mosambik). Nach dem Rückzug der Weissen ging dort nur noch bergab...

In der weissen Bevölkerung Südafrikas sind die Meinungen geteilt. Wir fanden sowohl feurige Optimisten, die vom anhaltenden Wirtschaftsboom schwärmten (seit 10 Jahren rund 5% Wachstum pro Jahr) und fest daran glauben, dass es so weiter geht, als auch hoffnungslose Pessimisten, die davon ausgehen, dass der Boom nur dem «schnellen Geld» zu verdanken sei, das im Moment am Kap zu machen ist. Und dann, sagen die Pessimisten, macht man Kasse und verschwindet aus dem Land. Was stimmt? Die Zukunft muss es weisen.



Robben Island, im Hintergrund Kapstadt

versucht, jetzt müssen wir diesen Weg weiter gehen, bis unser Ziel ganz erreicht ist». Interessantes Detail: Während der langen Gefangenschaft hatten die Insassen auf Robben Island eine Art eigene Universität eingerichtet, indem alle ihr Wissen – vor allem natürlich ihr politisches Wissen – an die anderen weiter gaben. Mit der Zeit wurden auch die (weissen) Wärter des Gefängnisses mit einbezogen. Nach und nach stellten diese fest, dass die Gefangenen keine Kriminellen waren und schlugen sich mehr und mehr auf ihre Seite, halfen mit, Zeitungen und politisches Material, Infos und Mitteilungen zu schmuggeln. So konnten sich die inhaftierten Führer wieder mehr und mehr mit der Basis austauschen und ihre Befehle ausgeben.

Nach 26 Jahren Haft – die letzten acht Jahre verbrachte Mandela in einem Hochsicherheits-



Mandelas Zelle auf Robben Island, ganze 6 m²...

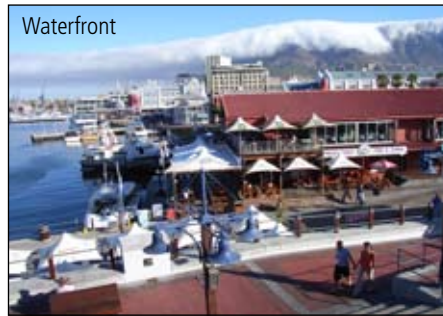
Die Traumlandschaft auf dem Weg zum Kap der guten Hoffnung

Als Schweizer erlebt man Südafrika zunächst einmal als riesig. Weite, unbegrenzte Horizonte, gewaltige Strecken von Ost bis West, von Nord bis Süd. Die Fläche entspricht 30mal jener der Schweiz, und die Idee, «so eben rasch» mit dem Auto irgendwo hin zu fahren, vergisst man am besten wieder. Um von Kapstadt nur schon nach Johannesburg zu gelangen, ist das Flugzeug angesagt, das gleiche gilt für Durban am indischen Ozean oder für weiter rauf, wenn man in den Krüger Nationalpark möchte.

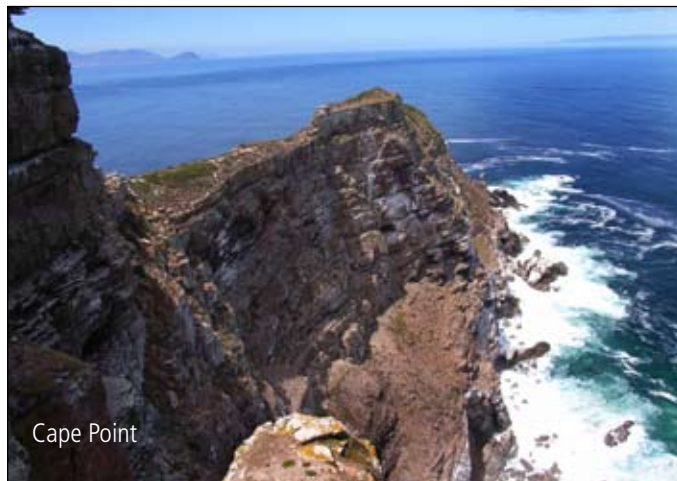
Rund um Kapstadt gibt es aber genügend zu erkunden. Den Tafelberg kennt jeder (ist ein Muss wie der Eiffelturm!), ebenso die Waterfront, das Touristenort schlechthin: essen, shoppen, flanieren. Zu den Ausflugs-Highlights ab Kapstadt gehört natürlich eine Fahrt zum **Cape Point**, dem südlichen Ende des Kontinentes – naja,



Blick vom Tafelberg auf Kapstadt



Waterfront



Cape Point



Camps Bay

fast, der wirklich südlichste Punkt ist eigentlich Cape Agulhas, aber da will niemand hin, weil die Szenerie dort weit weniger spektakulär ist, ein flacher Strand halt statt eines attraktiven Felsens wie beim Cape Point. Noch schöner als das Cape selbst ist die Fahrt dort hin. Von Kapstadt aus sind es bis zum unteren Ende rund 100 Kilometer, die an traumhaften Buchten vorbei führen, wie zum Beispiel die Camps Bay.

Die Kap-Halbinsel, ein Eldorado für Tierfreunde

Unterwegs kommen auch die Tierfreunde auf die Rechnung. Die erste diesbezügliche Station nach Kapstadt heisst **Hout Bay**, und dort kann man sich bei einem einstündigen Schiffsausflug wild lebende **Pelzrobben** anschauen, die sich genüsslich auf den warmen Felsen räkeln oder dann verspielt im Meer rum toben. Ein paar Kilometer weiter südlich dann eine **Straussenfarm**, (in Sun Valley), und auf der Ostseite der Kap-Halbinsel in der Nähe von Simon's Town, bei Boulders, der absolute Tophit, die Kolonie mit Tausenden von **Brillen-Pinguinen**.





Das absolute Highlight: Die Pinguin-Kolonie von Boulders an der False Bay

Um 1910 gab es noch über 1.5 Millionen Brillenpinguine am Kap – man nennt sie auch «African Penguin», weil es die einzige Rasse ist, die auf dem afrikanischen Kontinent brütet. Einmal mehr schaffte es der Mensch, sie beinahe auszurotten. Besonders scharf war man auf ihre Eier, und als man noch herausfand, dass der Guano, ihr Kot, ein hervorragender Dünger war, da zerstörte man mit dessen Abbau auch noch ihre Nistplätze.

1982 kam man auf die Idee, ein Pärchen in der Bucht von Boulders auszusetzen. Man wählte eine geschützte Stelle, die aber trotzdem zum Meer hin offen ist, schliesslich müssen sich die Vögel ja selber ernähren können. Sie bevorzugten Tintenfisch und Sardellen. Offenbar gefiel den beiden die Bucht, sie reproduzierten sich sehr erfolgreich, sodass heute die Kolonie rund 3'000 Tiere umfasst. Das Aussetzen der beiden Pinguine hat sich nicht nur für die Tiere gelohnt, auch die Menschen profitieren heute davon, denn Boulders ist eine der grössten Touristenattraktionen des Kaps geworden. Kaum jemand, der diesen putzigen Kerlen keinen Besuch abstattet.

Es gibt zwei Möglichkeiten, die Pinguine zu betrachten. Offizieller Aussichtspunkt ist eine lange Holzterrasse mit Terrasse, von wo aus man die Tiere sehr gut beobachten kann, allerdings aus einiger Distanz. Man kann aber auch direkt an den Strand gehen und die süßen und neugierigen Vögel hautnah erleben. Sie sind alles andere als menschenscheu, haben sich daran gewöhnt, dass man ihnen wohlgesonnen ist. Viele Einheimische kommen auch zum Baden an die «Pinguin-Bucht», und auch das scheint die Tiere nicht zu stören, sie bewegen sich frisch und frech zwischen den Badetüchern hindurch und zupfen auch schon mal hier und dort an einer Badetasche herum, aus reiner Neugier. Oder dann strecken sie ihre Nase direkt in die Kamera rein, als wollten sie genau wissen, was dahinter steckt (so ist das zweite Bild von oben entstanden).

Die African Penguins mausern im Dezember und kriegen dann ein neues Federkleid, in dieser Zeit fressen sie nichts. Nach dem Mausern gehts raus ins Meer zur Futtersuche, im Januar kehren sie zurück zur Paarung, und das Nisten und Brüten findet von Februar bis August statt. Seit der Mensch sie nicht mehr verfolgt, müssen sie sich «nur noch» von Robben (fur seals), von Orcas (killer whales) und vor Haien in Acht nehmen, und an Land sind ihre natürlichen Feinde die grossen Seemöven, die ihre Eier lieben und hie und da auch ein Neugeborenes schnappen.

Bei der Boulders-Kolonie gewinnt man allerdings den Eindruck, dass diese Tiere ein gutes Leben führen können und sich rundum wohl fühlen – und das inmitten ihres einstigen Hauptfeindes, des Menschen.

Pilanesberg Nationalpark – das Paradies der Tambukis

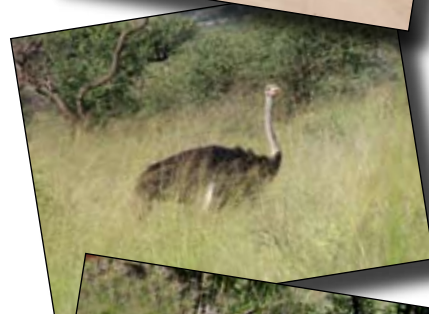
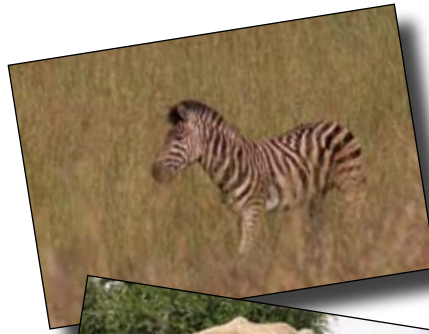
Für alle Leserinnen und Leser, die wir schon im Haupttitel mit dem Begriff Tambuki genervt haben (weil wahrscheinlich nur die Wenigsten wissen, was das ist...), hier zunächst einmal die Auflösung: Tambuki ist ein Gras. Ein sehr hoch wachsendes Gras, das auch zum Bedecken der Strohdächer verwendet werden kann. Hier, im Pilanesberg Nationalpark, der etwa drei Autostunden nordwestlich von Johannesburg liegt, haben wir die Tambuki gesehen. Zu Milliarden, und mannshoch. So dicht, dass zum Vornherein



eigentlich «klar» war, dass wir hier keine Tiere finden würden... von den Giraffen mal abgesehen. Löwen und Geparden sahen wir tatsächlich keine, aber ganz so schlimm wurde es dann doch nicht. Immerhin trafen wir Nashörner, Elefanten, Zebras, Gnus, Antilopen, Giraffen und viele Vögel. Zurück zu den Tambukis. Wir trafen auf eine Ausnahmesituation. Erstens herrschte bis Dezember eine extreme Dürreperiode, sodass grosse Brände durch den 500 km² umfassenden Park zogen. Daraus ergibt sich bekanntlich ein ausgezeichnete Dünger. Und dann setzte ein aussergewöhnlicher Regen ein (den es sonst im Januar/Februar nicht gibt – bevor wir ankamen, soll es drei Wochen lang am Stück geregnet haben!). Die Folge: das Tambuki-Gras schoss nur so in die Höhe – und versperrte uns nun die Sicht.

Aber noch mehr als für uns Touristen war das hohe Tambuki für die Tiere ein Problem. Die Geparden können nur schlecht rennen und jagen, wenn das Gras so dicht ist, und für die Beutetiere wie Antilopen, Gnus, aber auch Giraffen, herrscht höchste Alarmstufe, weil sie die Löwen im hohen Gras kaum oder dann zu spät erkennen.

Fazit: Wer mehr Tiere sehen will (vor allem die Raubkatzen!), geht besser im November/Dezember in den Pilanesberg Nationalpark. Dann ist das Gras kurz. Wir hatten diesen Park gewählt, weil er im Gegensatz zum Krüger malariafrei ist. Apropos Krüger: Die beste Zeit dort ist von Juni bis August, weil dann die Tiere grosse Strecken zurücklegen müssen, um Wasser zu finden. So laufen sie einem immer wieder über den Weg. Und wer *noch* mehr Tiere sehen möchte, dem sei schliesslich Kenia empfohlen (Masai Mara!). Dort ist man weniger an die Strasse gebunden und kann mit dem 4x4 querfeldein fahren, direkt zu den Tieren hin.



Aufgeschnapptes

☛ Johannesburg heisst heute offiziell e'Gole, was soviel bedeutet wie «Ort des Goldes», und zwar in der Sprache Tswana. Die Provinz von Jo'burg heisst «Gauteng» (sprich chauteng), und das heisst auch «Ort des Goldes», aber in der Sprache der Xhosa (Nelson Mandela z.B. ist aus dem Stamm der Xhosa).

☛ Die Xhosa-Sprache kennt als einzige einen Klack-Schnalzlaut. Sehr schwierig nachzumachen. Xhosa würde man aussprechen, wenn man es denn könnte: Klack(Schnalzlaut)+hosa. Probiert's mal!

☛ Wenn die Angehörigen der schwarzen Stämme heiraten, müssen sie sich entscheiden, ob sie dies «nach Gesetz» oder «nach Kultur» tun wollen. Gesetz heisst monogam, Kultur ermöglicht Polygamie. Aber aufgepasst! Wer sich für Kultur entscheidet, der muss wissen, dass dann jede seiner Frauen die gleichen Rechte hat. Der Mann muss sie alle gleich behandeln und auch allen eine gleichwertige Wohnung stellen.

☛ Die offizielle Arbeitslosenzahl schwankt je nach Quelle zwischen 25 und 50%. Was aber absolut nicht bedeutet, dass ein Viertel oder gar die Hälfte nichts tut. Die Arbeitslosenstatistik erfasst nur jene Leute auf, die keinen offiziellen Job haben. Wer sein Geld mit Gelegenheitsjobs verdient oder gar selbständig ist (hier ist Ideenreichtum gefragt: Von Müllensammeln bei stehenden Autokolonnen über Getränkeverkauf und Scheibenwaschen bis hin zu musikalischen Darbietungen) ist «arbeitslos», aber nicht ohne Arbeit...



☛ Eine raffinierte Form von Diamantendiebstahl liessen sich jene Taubenzüchter einfallen, die ihre Lieblinge in mehrere Diamantminen einschmuggelten. Dort wurden den Tauben die kostbaren Steinchen ans Bein gebunden und nach Hause in ihren Schlag geschickt. Bis die Firma dahinter kam, hatte sich ein Verlust von 200 Mio \$ ergeben...

☛ In der Biographie von Nelson Mandela zum Thema Rassismus gefunden: In den frühen 60er-Jahren, mitten in der Zeit der Apartheid, reiste Mandela fleissig in der Welt herum, um für seine politischen Ideen verbündete Nationen zu gewinnen. Als er in Karthoum ein Flugzeug der Ethiopian Airways bestieg, stellte er schockiert fest, dass der Pilot schwarz war. *«Ich hatte noch nie einen schwarzen Piloten gesehen und musste ein Gefühl von Panik unterdrücken: wie konnte ein Schwarzer ein Flugzeug fliegen?»*. Eingeschlossene Verhaltensmuster der Apartheid-Erziehung hatten sogar den klaren Denker Nelson Mandela verwirrt...

Fritz Kleisli, Februar 2006